



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bromios: Wolkenkuckucksheim : aus der bibliothekarischen Praxis

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wollen. Wie oft verbirgt sich hinter diesem Vorwande der Widerwille, in Regionen hinabzusteigen, deren Anschauungen und Gepflogenheiten unserm Empfinden ein Mißbehagen einflößen! Dieser ästhetischen Bequemlichkeit muß man mit Bethmann-Hollweg das alte Wort entgegensetzen: nihil humani a me alienum puto. Wer die edle Vorurteilslosigkeit dieses Ausspruchs im tiefsten Grunde erfasst und in sich selbst verwirklicht, der wird leicht die Brücke zu den scheinbar verstockten Herzen finden. Es ist soziale Kleinarbeit, die unauffällig, ohne zur Schau getragene Absicht, die verstimmt, auch ohne Schablone, nur wie die Mannigfaltigkeit des Lebens die Gelegenheit gibt, human, aber ohne gravitatische Herablassung getan sein will.

Wer ernstlich über diese Dinge nachdenkt, muß erkennen, wie unendlich viel auf diese Weise geschehen könnte, und wie wenig, verhältnismäßig zum mindesten, in Wirklichkeit geschieht. Darum ist es dankenswert, wenn von weithin sichtbarer Stelle mit überzeugender Wärme darauf hingewiesen wird. Jeder sollte an diesem Werke mitarbeiten, denn jeder, wenn er nur will, hat die Möglichkeit dazu. Und auch der schlichteste, aber ehrliche Mitarbeiter darf die Genugtuung empfinden, für die körperliche und geistige Gesundheit der Einzelnen und des ganzen Volkes mehr getan zu haben als mancher, der in hochmütigem Dünkel für alles soziale Weh der Menschheit die erlösende wissenschaftliche Formel gefunden zu haben behauptet.



Wolkenfucksheim

Aus der bibliothekarischen Praxis



Wenn jemand den Ast abzuzägen versucht, auf dem er sitzt, so macht das in der Regel auf den Zuschauer einen tragikomischen Eindruck; wenn es ihm aber trotz aller Mühe durchaus nicht gelingen will, so überwiegt die Komik. Das wird der Fall sein, wenn wir einen Vorschlag prüfen, der im November vorigen Jahres auftauchte, und den eigentlich niemand ernst nehmen sollte. Es handelt sich nämlich um den Vorschlag einer „Zentralisierung aller Katalogarbeit“ (zunächst der preussischen Staatsbibliotheken), den der Breslauer Bibliotheksdirektor Erman, der verdienstvolle Mitbegründer des Vereins deutscher Bibliothekare, im Zentralblatt für Bibliothekswesen 1904, S. 481 bis 491 veröffentlicht hat, zu dem sich in den folgenden Hefen schon ein halbes Duzend Fachgenossen geäußert hat, und der obendrein auf der nächsten Bibliothekarversammlung in Posen zu Pfingsten dieses Jahres zur Erörterung gestellt ist. Hoffentlich läßt sich dort die Mehrheit nicht darauf ein, an dem vergeblichen Astabzägen mitzuhelfen. Denn anders kann und darf man den Vorschlag nicht bezeichnen, der in seinen letzten Konsequenzen wissenschaftlich gebildete Bibliothekare gänzlich überflüssig macht, da die Hauptarbeit besser von gelehrten Spezialisten für jedes einzelne Wissenschaftsgebiet geleistet werden kann. Der Geschäftsgang,

der zur Erreichung des erhabnen Ziels führen soll, ist kurz folgender. Zunächst soll der geschriebne alphabetische Gesamtkatalog der preußischen Bibliotheken, der in Arbeit ist, mit tunlichster Beschleunigung zu Ende geführt werden. „Tunlichste Beschleunigung“ ist sehr gut gesagt, wo es sich um ein Unternehmen handelt, das zu seiner Vollendung noch eines Menschenalters bedarf. Und dabei wird der Katalog überdies unvollständig sein, weil einzelne Fächer, zum Beispiel Orientalia, vorläufig ausgeschlossen bleiben. Ist dieser alphabetische Zettelkatalog im Manuskript aber glücklich fertig, so wird die mit Mühe und Not erreichte alphabetische Reihenfolge zum alten Eisen geworfen; die Zettel werden systematisch geordnet, und zwar nach dem Schema des Realkatalogs der Berliner Königlichen Bibliothek, deren Signaturen die Titel auch erhalten. Passen einzelne Teile des Schemas nicht mehr, auch den Bestand der übrigen Bibliotheken oder den neuen Zuwachs an Literatur aufzunehmen, so sind sie umzuarbeiten. Das Ganze besorgt ein Katalogisierungsbureau in Berlin, das „aus den für diese schwierige Arbeit befähigtesten preußischen Bibliothekaren zusammengesetzt wird.“ Wo sollen denn diese aber herkommen? Nur ein Fachgelehrter beherrscht die Systematik seiner Wissenschaft, es ist aber ausgeschlossen, daß für jedes Spezialfach eine bibliothekarische Kraft vorhanden wäre, die die gesamte Literatur des Faches richtig einzuordnen verstünde, zumal da viele Wissensgebiete ineinander übergreifen. Bringt man aber die geeigneten Männer wirklich zusammen, so mögen sich also kurz gesagt die Bibliotheken außerhalb jenes Bureaus mit „minderwertigem“ Beamtenmaterial begnügen. Und das zu einer Zeit, wo die höchsten Ansprüche von den Benutzern gestellt werden! Weiß nun das hochwohlweise, stets infallible Bureau trotz alledem nicht, in welches Fach ein Zettel gehört, so müssen ihm die Bücher, deren Titel auf diesem Zettel kopiert ist, in natura von den Bibliotheken eingesandt werden, damit durch Okularinspektion des Inhalts ermittelt wird, welche Abteilung des systematischen Katalogs die Ehre haben soll, den Titel in sich aufzunehmen. Ist alles endlich so weit, wohl, nun kann der Druck beginnen! Die Titel werden einzeln auf Zetteln abgedruckt und diese in mindestens drei Exemplaren an jede Bibliothek verschickt, eins systematisch, zwei alphabetisch geordnet (für die Verwaltung eins und für das Publikum eins). Jede Bibliothek hat nun Abschied von ihren alten, mühsam hergestellten Katalogen nebst Signaturen zu nehmen und par ordre du moukti die neuen, von Berlin aus dekretierten Buchernummern auf ihren Bücherbestand zu übertragen. Die Weiterführung der Kataloge, Hinzufügung des Zuwachses usw. erfolgt gleichfalls von der Zentralstelle aus, sodaß als eigne Arbeit den einzelnen Bibliotheken nur übrig bleibt, die Zettel einzuordnen und auf einem Exemplar die Accessionsnummer einzutragen — was notabene ein „gebildeter Hausknecht“ ebensogut besorgen kann wie ein wissenschaftlicher Beamter. Also weg mit diesen! Sie kosten den Staat ja nur mehr Geld. Nun wird freilich gesagt, wenn das wissenschaftliche Personal der einzelnen Bibliotheken wesentlich vermindert wird, so könnten die übrig bleibenden Bibliothekare ihre Kraft andern, heute allzusehr (?) vernachlässigten Aufgaben zuwenden, als da sind persönliche Förderung der Benutzer, sorgfältigste Auswahl der Neuerwerbungen, planmäßige

Ergänzung des Bücherbestandes (wofür der systematische Gesamtkatalog ein unvergleichliches Hilfsmittel abgeben werde! So? also auch für die auf einzelnen Bibliotheken besonders gepflegten Abteilungen? Hassiaca in Marburg, Saxonica in Halle, Pomerana in Greifswald?), weiterhin Handschriftenkatalogisierung, wissenschaftliche Ausnutzung und Bearbeitung der Seltenheiten des Bestandes — ist dies Sache des Antes? „Der Bibliothekar, der liest, ist verloren!“*) —, endlich bibliographische Arbeiten von allgemeinem Nutzen. Abgesehen davon, daß ein Teil dieser Arbeiten, wie die beiden letzten, außerhalb der amtlichen praktischen Tätigkeit der Bibliothekare liegt und ebensogut wie die Handschriftenkatalogisierung von Fachgelehrten ausgeführt werden kann, sieht man nicht ein, warum nicht gleich alles dies von der Berliner Zentralstelle mitbesorgt werden soll, speziell die Auswahl der neuen Erscheinungen — nur die Pflichtexemplare der einzelnen Provinzen könnte die Ortspolizeibehörde einziehen —; die „persönliche Förderung der Benutzer“ ist dann ebenfalls telephonisch oder brieflich von der Zentralstelle aus möglich, denn hier sitzen schließlich die zwei bis drei Duzend wissenschaftlich gebildeter Bibliothekare aus alter Zeit. Der Nachwuchs fehlt, weil die Gelegenheit zum Signieren und Katalogisieren und sich dadurch die eigentliche Bücherkunde zu erwerben anderswo überall ausgeschlossen ist. Das Signieren der Bestellzettel hat ja das Publikum selbst zu besorgen.

Der ganze Vorschlag**) mit allem, was drum und dran ist, der ohne Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung der Bibliotheken und des Bibliothekaramts eine rein mechanische Umwälzung der gesamten Bibliothekverhältnisse bezweckt, krankt schwer an einer *petitio principii*. Es fehlt der Beweis zunächst, daß die Zentralisierung aller Arbeit à la Warenhausbetrieb und die daraus entspringende Einheitlichkeit, sagen wir besser Uniformierung, etwas Gutes und Nützliches sei. Wo ein Warenhaus entsteht, schwinden die selbständigen Existenzen, die doch für den Staat wertvoller sind, weil sie an seiner Erhaltung interessiert sind, jenes aber nicht, weil der Großhandel international ist. Was würde man dazu sagen, wenn zum Beispiel im deutschen Heere eine einzige Uniform eingeführt würde? Alle Unterschiede zwischen Infanterie, Artillerie, Kavallerie usw. fielen weg; ebenso die Unterschiede der einzelnen Regimenter; nur die fortlaufende Numerierung bliebe auf den Achselklappen bestehen wie die Signaturen auf den Büchern. „Uniform“ heißt auf deutsch wörtlich übersetzt „Eintracht“; die Konkordia, die innere Übereinstimmung, kann aber durch mechanische Mittel nicht hergestellt werden. Eine heillose Verwirrung würde, wenn solche Projekte ausgeführt würden, sowohl im Heere wie im Besitzbestande der einzelnen Bibliotheken einreißen. Jedes Buch, mag es Königsberg oder Bonn, Kiel oder Halle, Berlin oder Göttingen gehören, trägt dieselbe Nummer; es wird bald hierhin, bald dorthin verliehen, wandert

*) The librarian who reads is lost, Mark Pattison, Isaac Casaubon, London, 1875, S. 207 oben. Vgl. Treitschke, Preussische Jahrbücher 53, 1884, S. 483.

**) Eine Modifizierung des schon 1842 von dem Hallischen Bibliothekar Karl Ed. Förstermann (Serapeum Bd. 3 S. 247 ff.) ausgesprochenen sogenannten Treitschkeschen Gedankens, alle Kataloge in Abschrift nach Berlin zu senden (Preussische Jahrbücher 53, 1884, S. 491).

aus einer Hand in die andre. Woher soll nun der Laie, der von verschiedenen Bibliotheken mehrere Bücher entliehen hat — denn was auf der einen verliehen oder nicht vorhanden war, bestellt er anderswo —, woher soll er wissen, welcher Bibliothek das entliehene oder irgendwo vorgesehene Buch gehört? Ex bibliotheca Georgiae Augustae versteht heute außerhalb Göttingens nicht jeder, geschweige denn daß er, wenn ihm ein verlornes oder vermischtes Buch in die Hände fällt, weiß, wo sich die Amploniana, die von Ponickausche Bibliothek oder andre mit ihren besondern Namen befinden. Also müssen sämtliche Bücher nicht nur umsigniert, sondern auch umgestempelt werden, d. h. mit einem Stempel versehen werden, der in deutscher Sprache genau die Eigentümerin bezeichnet, soweit es noch nicht der Fall ist; auch „K. U. B.“ (Königliche Universitäts-Bibliothek) auf den Stempeln ist manchem ein böhmisches Dorf. Gerade aus der Verschiedenheit der Einrichtungen an den einzelnen Anstalten kann der Benutzer sowohl wie der Beamte am meisten lernen. Freilich brauchen beide bei Wohnortwechsel oder bei Versetzungen nicht umzulernen; die Tauben fliegen ihnen gleich gebraten in den Mund; überall findet man ja dieselbe Anordnung der Kataloge und der Bücher. Auch das ist ein Vorteil, aber nur für das Schlaraffenland. Lassen wir aber diesen Einwand gegen die einheitliche Uniformierung beiseite, da er einem, der keinen Sinn für das Werden der Dinge und die geschichtliche Entwicklung hat, unwichtig erscheinen wird, so fehlt zweitens der Beweis, daß der zugrunde gelegte Sachkatalog der Berliner Königlichen Bibliothek das Ideal ist, dem sich alle andern Bestände leicht einordnen lassen. Das ist aber für die Sonderansammlungen der übrigen Bibliotheken völlig ausgeschlossen. Denn für die Aufnahme fremder Spezialbibliotheken ist kein fertiger Sachkatalog, auch der der größten Bibliothek der Welt nicht, eingerichtet. Jedenfalls ist das Berliner Schema dafür zu eng, aber auch andrerseits zu weit, als daß es die kleinern Bibliotheken für ihre eignen Bestände annehmen könnten. Es ist, als wenn eine Berliner Fabrik das ganze Reich mit dem Schuhbedarf versorgen wollte; dann brauchte ja auch ein und dieselbe Arbeit nicht von einzelnen Schuftern in den Kleinstädten gemacht zu werden.

Den eigentlichen Anlaß zu den wunderlichen Neuerungs-vorschlägen hat der sogenannte preußische „Gesamtkatalog“ gegeben, über den schon jetzt — es sei offen ausgesprochen — allgemeine Unzufriedenheit herrscht. Der Gedanke, der ihm zugrunde liegt, war gut, und alles Wissenswerte darüber hat Milkau in seiner vortrefflichen Schrift „Zentralkataloge und Titeldrucke“ (1898) gesagt; wiederholt spricht er sich ablehnend mit guten Gründen gegen einen etwa geplanten Zentralrealkatalog aus. Aber die Organisation der Arbeit am alphabetischen Gesamtkataloge war verfehlt. Der Aufwand an Arbeit, Zeit und Geld ist von vornherein unterschätzt worden, und der Nutzen steht dazu in gar keinem Verhältnis, zumal da sich der Katalog auf die preußischen Bibliotheken beschränkt, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß später andre ihm beitreten. Daß die Kosten des Projekts (für Gehalte der Beamten und Hilfskräfte, Materialbeschaffung, endlich last not least für den Druck) in die Millionen gehen, sei nur nebenbei bemerkt. Wieviel neue Bücher ließen sich

für solche Summen anschaffen! Die preußische Regierung ist allerdings an alledem unschuldig; während sie die Idee des Gesamtkatalogs als gut und zweckmäßig anerkannte, mußte sie sich über die Art der Ausführung auf die Gutachten der Fachleute verlassen. Die größten Bibliotheken der Welt, das British Museum in London und die Pariser Nationalbibliothek, haben ihre alphabetischen Kataloge in Druck gegeben. Die Berliner Königliche Bibliothek ahmt dies nach, und um mehr zu leisten, schließt man die Bestände der preußischen Universitätsbibliotheken mit ein. *) Das ist an sich zu loben, denn die Stellung jener beiden Bibliotheken zur Literatur ihres Landes ist eine ganz andre als die der Berliner Bibliothek. Die deutsche Bücherproduktion hat aber einen weit größern Umfang erreicht als die englische und die französische. Darum enthält die Berliner Bibliothek mitsamt den preußischen Universitätsbibliotheken nur einen ganz kleinen Bruchteil des wirklich Vorhandnen. München, Dresden, Straßburg, Wolfenbüttel, Hamburg, Frankfurt, Wien, Karlsruhe, Stuttgart, Heidelberg, Corvey, Gotha — um nur einige Bibliotheken zu nennen —, dazu zahlreiche Stadt-, Kirchen- und Schulbibliotheken innerhalb und außerhalb Preußens (Leipzig, Danzig, Zwickau u. a.) enthalten vieles, was in keiner Staatsbibliothek Preußens vorhanden ist. Darum wird auch der fertige Gesamtkatalog nimmermehr ein vollständiges Bild der deutschen Bücherproduktion noch ihrer wirklich vorhandenen Bestände geben können. Wer sich über irgendwelche Literatur orientieren will, schlägt lieber gedruckte Spezialbibliographien nach (zum Beispiel die von Erman über Universitätswesen). Soviel uns bekannt ist, und wie auch allseitig, abgesehen von der Königsberger Bibliothek, zugegeben worden ist, werden die schon fertigen Berliner Titeldrucke, auf denen die neuen Erwerbungen verzeichnet sind, so gut wie gar nicht benutzt, weder zum Einkleben in die vorhandenen Kataloge, noch, wo sie unzerschnitten in Buchform vorliegen, vom Publikum oder von den Beamten zum Nachschlagen. Deshalb ist auch ihre Versendung von Berlin aus sehr eingeschränkt worden. Zum Einkleben in die Bandkataloge sind sie überhaupt ungeeignet; für die Hallischen und die Marburger Zettelkataloge paßt der lange Papierstreifen nicht, und bei den übrigen fordert das Einkleben und das Herausnehmen des Ordnungsworts mehr Zeit als das handschriftliche Eintragen des Titels. Für bibliographische Zwecke mögen diese Titeldrucke ausreichen; für die bibliothekarische Praxis sind sie unbrauchbar. Was macht es aus, ob die Angabe der Seitenzahl eines Buches in runde Klammern eingeschlossen wird oder nicht, ob man 8 oder 8° für Oktav**) setzt? Das schlimmste aber ist, daß das eigentliche Ordnungswort, insbesondere der Verfassersname, nicht von vornherein an den Anfang gestellt ist, sodaß er jedesmal, wenn die Titeldrucke wirklich benutzt werden sollen, besonders ausgeschrieben werden muß. An dem Mangel einer richtigen Organisation und an dem viel zu frühzeitigen

*) Der Druck beschränkt sich übrigens bisher nur auf die neuen Erwerbungen.

**) Da die meisten Bücher der Neuzeit Oktavformat haben, so wäre es das beste, wenn diese Bezeichnung ganz wegfiel, und nur die Quart- und Foliowerke als solche in Katalogen und in Bibliographien gekennzeichnet würden. Viele Buchhändler haben dieses Verfahren für ihre Kataloge schon eingeführt.

Beginn der Arbeit ist der Plan des Gesamtkatalogs gescheitert. Die Arbeit ist am unrichtigen Ende angefangen worden. Wenn jemand ein Gebäude errichtet, so hat er vor allem auf die Güte des zu verwendenden Materials zu achten. Die Bausteine, die zusammengetragen werden, müssen haltbar und dauerhaft sein, damit sie auch etwas tragen und vertragen können. Sind sie schlecht, so müssen sie, wo es möglich ist, ausgebessert oder durch neue und bessere ersetzt werden. Der Gesamtkatalog ist nun ein gewaltiges Gebäude, dessen Plan fertig vorliegt. Aber wie steht es mit der Fundamentierung, den Katalogen der einzelnen Bibliotheken? Und wie steht es mit dem Material dazu, das von allen beteiligten Bibliotheken mit größter Mühe und argem Zeitverlust erst herbeigeschafft werden muß? Nun, was nach Berlin geschickt wird, ist fertig und gut (trotzdem erfolgen viele Rückfragen), aber an Ort und Stelle muß es erst gründlich ausgebessert werden. Es genügt schon längst nicht mehr, nach den vorhandenen Katalogen die Titel der in Berlin fehlenden Bücher aufzunehmen; die Bücher selbst müssen herbeigeschafft, und ihre Titel müssen kopiert werden. Es ist eben die wichtigste Vorarbeit versäumt worden. Zu allererst mußten die nicht genügenden Kataloge, sowohl die alphabetischen wie die Sachkataloge, der beteiligten Bibliotheken von A bis Z in Ordnung gebracht oder vollständig umgearbeitet werden, wo es nötig war. Das hätte nach unsrer Schätzung vielleicht sechs Jahre in Anspruch genommen, vorausgesetzt daß die jetzt für den Gesamtkatalog überall beschäftigten Beamten und die für die Arbeit bewilligten Geldsummen auf die einzelnen Universitätsbibliotheken zur Ausführung der Neukatalogisierung verteilt und jene von den laufenden Ausleihe- usw. Geschäften vollständig befreit wurden. Nötigenfalls konnten außerordentliche Hilfsarbeiter eingestellt werden. Aus eigener Erfahrung wissen wir, daß sich in einer Stunde mindestens dreißig Titelaufnahmen in zwei Exemplaren herstellen lassen. Das zweite, das für den Sachkatalog und später, wieder alphabetisch geordnet, als Nachschlagekatalog für das Publikum dienen soll, kann unter Umständen durch Unterbeamte, Kopisten usw. abschriftlich angefertigt werden. Erst wenn diese Vorarbeit, die überhaupt den Bedürfnissen und den Anforderungen der Gegenwart entspricht, vollendet war, durfte die Arbeit für den Gesamtkatalog begonnen werden. Wozu Zukunftsmusik treiben, wenn die Gegenwart darüber vernachlässigt wird! Denn das geht so nicht weiter, daß vielleicht die besten Kräfte dem laufenden Dienst entzogen und in den alleinigen Dienst des Gesamtkatalogs gestellt werden. Man sage nicht, daß hier Übertreibung vorläge; es sieht wohl so aus, es ist aber keine, wenn man jedes Ding mit dem rechten Namen nennt oder sich etwas prägnant ausdrückt.

Nach alledem dürfte es dem Unbefangnen klar geworden sein, daß für die geplanten Neuerungen die gesunde Grundlage fehlt. Man soll nicht etwas „im Prinzip“ annehmen, wenn nicht zugleich annehmbare Ausführungsvorschläge dazu gemacht werden. Leider geschieht dergleichen oft, auch bei Gesetzesvorlagen. Es ist ein Zeichen der Denksaulheit, wenn jemand erklärt, grundsätzlich mit einem Vorschlag einverstanden zu sein, aber wegen der Ausführung müsse eine Kommission ernannt werden. Kommissionen verderben nur, viele

Köpfe, viele Sinne; in Wahrheit macht einer, der Referent, die Hauptarbeit. Wo die Art der Ausführung nicht genehm ist, soll man auch das Prinzip ablehnen und mit selbständigen neuen Gegenvorschlägen kommen oder sie verlangen. In solchem Falle ist a limine ablehnen das einzig richtige. Beiläufig bemerkt, in die Benutzungstatistik der Bibliotheken ist auch ein hinverbrannter Unterschied hineingeschmuggelt oder infolge Gedankenlosigkeit hineingelassen worden: die Unterscheidung zwischen Behörden, Anstalten usw. und Einzelpersonen als Benutzern. Nun sind ja Behörden und Anstalten nur Vermittler für eine oder mehrere Einzelpersonen. Also mußte mindestens eine neue Unterscheidung getroffen werden: a) Behörden als Selbstbenutzer, b) als Vermittler erstens für eine Person, zweitens für mehrere Personen. Wert hat das natürlich nicht, wie jede Übertreibung. Wenn es zum Beispiel draußen kalt und regnerisch ist, so weiß jeder, daß die Lesesäle der Bibliotheken stärker besucht sind als sonst („Wärme schinden“ nennt es der Student). Dazu braucht man keine Statistik, die überhaupt auch mehr Sache eines statistischen Zentralbureaus und nicht der wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten ist. Das Material dazu können auch Unterbeamte liefern. Aber aus jenem stärkern Besuch einen Schluß auf vermehrte wissenschaftliche Betriebsamkeit zu ziehen, wäre Wahnsinn.

Gesetzt aber auch, die ganze Projektenmacherei beruhte auf gesunder Grundlage, so ist es doch sehr fraglich, ob bei der Ausführung aller Pläne ein wirklicher Nutzen herauskommen würde. Daß die wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten bis auf die wenigen des Berliner Katalogbureaus überflüssig würden, ist schon betont worden. Wo soll nun der Nachwuchs ausgebildet werden? An den staatlichen Bibliotheken Preußens ist kein Feld mehr für die eigentliche bibliothekarische Praxis. Sollen nun sämtliche Volontäre etwa nach Göttingen versetzt werden und dort zwei Jahre lang Theorie hören, die so lange grau ist, als nicht die praktische Ausbildung nebenhergeht? O tempora, o mores! Darum hat der Staat alle möglichen Instruktionen und Verordnungen erlassen, die Vorbildung der Beamten geregelt, das Geld weggeworfen für Erneuerung von Bibliothekskatalogen, damit schließlich ein kleines Häuflein wissenschaftlicher Beamter in Berlin sitzt und dort eine Arbeit macht, für die Fachprofessoren geeigneter wären. Dahin also ist es mit der Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs gekommen!

Soviel von den Beamten; wie stehts aber mit den Büchern und den dazu gehörenden Katalogzetteln? Alle Titel angeschaffter, pflichtgemäß eingegangener oder geschenkter Werke werden gleichmäßig aufgenommen. Unterscheidungen der wichtigen und der Schundliteratur gibt es nicht. Es ist ja heute schon schlimm genug, wenn die obskursten Eintagsfliegen, Feuilletons und dergleichen bestellt und benutzt werden,*) da die grundlegenden Werke über ein wissenschaftliches Thema zu schwer verständlich scheinen, notabene dem modern Verbildeten und Verwöhnten, dessen Magen schwere Kost nicht mehr vertragen kann. Soll denn eine Abschreiber- und Kompilatorengeneration ohne eigne Gedanken aufwachsen? Ein solches Ziel zu fördern ist nicht Auf-

*) In bezug auf Bücherkäufe klagte Treitschke (a. a. O. S. 484) schon vor zwanzig Jahren über dieselbe Erscheinung.

gabe der Bibliotheken. Auch ist es höchst zeitraubend, wenn, wie es jetzt geschieht, eine Unmasse Titel in Berlin vorhandener Werke, die als Pflichtexemplare eingegangen sind (sogar Statuten von Stat- und Regelklubs), aber nicht den geringsten Wert haben, auf deren Vorhandensein in den Universitätsbibliotheken täglich nachgeschlagen werden muß. — Energisch muß ferner dagegen Einspruch erhoben werden, daß der Unterschied zwischen Bibliographien und Katalogen immer mehr verwischt wird, wie es die neuen Projekte in Aussicht stellen. Wenn ein Bibliothekar eine Bibliographie anfertigt, wozu er in den meisten Fällen am besten geeignet ist, so ist das seine Privatarbeit, oder es geschieht im Auftrag einer Behörde; mit der bibliothekarischen Praxis hat das aber absolut nichts zu tun.

Nun zu dem Hin- und Herschicken der Katalogzettel! Die Reise der Titeltkopien nach und von Berlin fordert jedenfalls mehr Zeit und Geld als das Schreiben und Einordnen an Ort und Stelle, das heißt an der Bibliothek, die das Buch erworben hat. Sind nun glücklich die Millionen Zettel (samt allen Verweisungszetteln) in Berlin zusammen, werden sie gedruckt und von dort aus an die übrigen preussischen Universitätsbibliotheken versandt — wenige Exemplare vielleicht gegen Bezahlung an andre; denn Käufer werden sehr selten sein, wie das Beispiel des Katalogs des British Museum lehrt, und die Kosten werden keinesfalls gedeckt —, dann erhebt sich hier die Frage: „Was soll aus unsern alten Katalogen werden?“ Es ist kaum für den Zuwachs an Büchern Raum vorhanden; also ins Feuer mit ihnen und damit zugleich mit der Geschichte der Bibliothek, die sich auch in ihren Katalogen spiegelt. Das ist der angebliche Segen der Uniformierung. Volkstrachten und Dialekte sucht man doch heute auf jede Weise vor dem Untergange zu retten; warum nicht auch „berechtigte Eigentümlichkeiten“ alter Büchersammlungen?

Wo neue Projekte ihre eignen Totengräber sind, bedarf es keiner Kurpfuscher und Wundertäter, sie oder ihre einzelnen Teile zu neuem Leben zu erwecken. Was an ihnen Bestand hat, ist eben nicht neu, und das einzige, was für eine ernsthafte Diskussion übrig bleibt, ist der gedruckte Katalogzettel, nicht zum Leben eingerichtet, sondern fix und fertig als Ersatz des vorhandenen alphabetischen Zettelkatalogs. Aber wer soll die Zettel drucken lassen? Jede Bibliothek ihren eignen Bestand und Zuwachs, oder eine Zentralstelle, also die Berliner Königliche Bibliothek, die die meisten Accessionen hat, alles zusammen? Aber auch in diesem Falle müßten Titel der in Berlin nicht erworbenen Druckschriften kopiert und nach Berlin geschickt werden; da wäre es doch vorteilhafter, wenn jede Bibliothek ihren geschriebnen Zettel gleich für sich behielte. Der Zettel mit der Titeltkopie gehört von vornherein zum Buche selbst, nicht zu den Bibliotheken, die vielleicht das Buch gar nicht besitzen — denn sie schaffen ja nicht alle Bücher an —, also müßte der Verleger oder Drucker nach Vereinbarung über Format, Satz usw. jedem neuen Buche eine Titeltkopie (in wenigstens drei Exemplaren) mitgeben. Aber diese haben keinen Anlaß, ohne Entgelt, d. h. Erhöhung des Ladenpreises den Bibliotheken und ihren Beamten eine Bequemlichkeit zu verschaffen. In

Amerika und anderswo geschieht es freilich teilweise schon. Über das Format der Katalogzettel ließe sich wohl eine Einigung erreichen; es muß ein bekanntes, gebräuchliches und handliches sein; mit Recht ist deshalb (vom Berliner Bibliotheksdirektor Schwenke, Zentralblatt für Bibliothekswesen 1904, S. 453; 1905, S. 3) das Format der Postkarte für die gedruckte Titelaufnahme vorgeschlagen worden. Aber dann erhebt sich wieder die Frage: Wie sollen die Zettel aufbewahrt werden? in Kästen oder auf Blocks? Das Papier darf auch nicht zu dünn sein, da es sonst durch den Gebrauch beim Nachschlagen zu früh ruiniert wird und schwer zu blättern ist. Die einfachste und billigste Art der Zettelbündel haben unstreitig die Universitätsbibliotheken von Marburg und Halle, die sogenannten Strumpfbandkataloge; $21 \times 8,5$ Zentimeter große Zettel sind durch einfachen Gurt in ein Bündel zusammengeschnürt und lassen sich, da die Titel die Schmalseite einnehmen, wie ein Kartenspiel schnell durchblättern. Die geringen Nachteile (Reißen der Gurte, Verlegen eines Zettels) kommen gegenüber der Leichtigkeit und der Schnelligkeit bei der Benutzung nicht in Betracht; obendrein sind die Kosten äußerst gering; jahrezehntelang genügte dort ein Beamter, sämtliche Bestellungen eines Tages binnen zwei Stunden zu erledigen. Darum wunderte man sich, daß man an diesen beiden Bibliotheken solange mit so wenig Beamten auskam. Anderswo scheint diese Art nicht eingeführt zu sein; daß purer Eigensinn und Oppositionsgeist gegen Nehm, Bildemeister und Hartwig, die es eingeführt hatten, daran schuld waren, ist natürlich ausgeschlossen. Der wahre Grund lag in der zu großen Abweichung von den anderswo üblichen Formaten und in dem Mangel an Schönheit des Aussehens der Zettel. Auch paßte es nicht immer im einzelnen für die neuen Instruktionen für die Titelaufnahmen; aber dann konnten ja diese Instruktionen wieder einmal geändert werden, die einer Vereinfachung sehr bedürftig sind. Warum sollte sich diese Art nicht auf das Postkartenformat übertragen lassen, indem nicht die Richtung der Längsseite von 14 Zentimetern, sondern die Schmalseite von 9,3 Zentimetern mit dem Buchtitel bedruckt würde? Wir würden sogar noch weiter gehn und das Format der Spielkarte vorschlagen, sodaß die alphabetischen Kataloge nichts weiter sind als Bündel von Kartenblättern, die sehr wenig Raum einnehmen. Der Titeldruck könnte in der Weise erfolgen, wie es bei dem Katalog der Pariser Nationalbibliothek geschieht, wobei das vorangestellte Ordnungswort durch recht fette Typen hervorgehoben würde. Es bliebe dann noch immer genug leerer Raum übrig. Sedenfalls ist mit den heutigen Berliner Titelbrucken mit ihren Langzeilen nichts anzufangen. Eine einfache Verschnürung am untern Ende (durch umsponnenes Gummiband oder dergl.), durch je einen viereckigen Einschnitt an beiden Seiten festgehalten, würde das Auseinanderfallen der Zettel verhindern. Zur Aufbewahrung könnten Pappkartons dienen, wie sie in Halle und Marburg vorhanden sind, aber in den entsprechenden kleinern Dimensionen. Doch das alles sind bloß Anregungen, die weiterer Erwägung bedürfen; vorläufig wollen wir unter Ablehnung aller neuen Projekte für ein Wolfenbüchelsheim den einzelnen Bibliotheken die Bearbeitung ihrer Kataloge wahren. Man sistiere also die Arbeiten am Gesamtkatalog — auf-

geschoben ist ja nicht aufgehoben —, lasse die nützlichen Auskunftsstellen bestehen, gehe zunächst an die Reorganisation der Einzelbibliotheken und schiebe alle uferlosen Pläne beiseite. Wie sagte doch Bismarck? *Quieta non movere!*


Bromios



Die moralischen Wochenschriften

Von J. H. Eckardt

2. Das goldne Zeitalter der moralischen Wochenschriften in Deutschland

m Jahre 1721 trat in der Schweiz die Wochenschrift ins Leben, die bis jetzt vielfach fälschlich für die erste moralische in deutscher Sprache gehalten worden ist, die von Bodmer und Breitinger in Zürich herausgegebenen „Diskurse der Maler,“ die sich, wie in der Vorrede betont wird, eng an die englischen Vorbilder angeschlossen und durch die englischen Wochenschriften zu ihrem Erscheinen angeregt wurden. „Diskurse“ nannte man die einzelnen Abhandlungen, weil sie zum größten Teil aus mündlichen Unterredungen der Herausgeber mit andern Züricher literarischen Persönlichkeiten hervorgingen, Diskurse der Maler, weil die beabsichtigten Sittenschilderungen als kleine Gemälde betrachtet werden sollten und deshalb auch mit den Namen berühmter Meister unterzeichnet wurden; Bodmer hat zum Beispiel mit Rubens unterzeichnet. Die Herausgeber dieser Zeitschrift haben dieselben Ziele wie die englischen Vorbilder, sie bringen Erörterungen über alles, was das Leben bewegt, über Tugenden und Laster, über Sitten und Gebräuche, über Alltäglichkeiten und große zeitbewegende Dinge, aber sie errangen nicht den Erfolg ihrer Vorbilder. Die Teilnahme des Publikums war gering, die Sprache ungelent, Verdrießlichkeiten und polizeiliche Eingriffe erschwerten die Entwicklung. So gaben die Herausgeber ihr Unternehmen schon 1723 wieder auf. Hettner erwähnt eine Fortsetzung dieser Zeitschrift: „Der Maler der Sitten“ aus dem Jahre 1729; nach neuern Forschungen scheint hier jedoch ein Irrtum vorzuliegen, denn erst 1746 ist eine Neuauflage der „Diskurse der Maler“ unter diesem Titel erschienen.

Die Diskurse fanden auch in Bern eifrige Leser, vor allem suchte Johann Georg Altmann dort für die Verbreitung zu wirken und meldete sich als Mitarbeiter. Mancherlei Verstimmungen — ein Artikel von ihm war zuerst angenommen, dann aber lange nicht veröffentlicht und schließlich so umgearbeitet worden, daß man das Original kaum wieder erkannte, einen andern Artikel hatte er fälschlich als auf sich gemünzt betrachtet — hatten Altmann schließlich bewogen, ein ähnliches Unternehmen in Bern zu gründen. Eine kürzlich erschienene Monographie von Fischer (Bern 1902) beschäftigt sich mit dieser Bernischen Neuen Gesellschaft und ihrer Wochenschrift: dem „Bernischen Freitagsblättlein.“

Grenzboten II 1905